

Jus und Recht.

Roman von Fred. B. Gardl.

„Nun, das kann doch nicht so schlimm abgelaufen sein. Sind Sie verurteilt worden?“

„Nein, die Beleidigungen sind kompensiert worden, wie der Amtsrichter sagte. Ich hatte nämlich Widerklage erhoben. Ich will mich auch mit dem Urteil zufrieden geben, aber...“

„Nun, was?“

„Der Amtsrichter fragte mich, ob ich vorbestraft sei. Ich dachte, weiß Gott, nicht mehr an die Sache von damals und habe nein gesagt. Da hat der Amtsrichter ein Aktenstück aufgeschlagen und vorgelesen, daß ich damals wegen Sittlichkeitsvergehen zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden bin. Mich hat fast der Schlag getroffen. Denken Sie nur die Schande. Das ist mein Tod.“ — Der große, starke Mann war ganz gebrochen. Er war in sich zusammengesunken, und seine Hand, die auf dem Schreibtisch auflag, zitterte so heftig, daß der gläserne Aschenbecher leise klirrte.

„Die Schande, die Schande,“ wiederholte er.

Dr. Werner war ernst geworden. Er wußte, daß er hier nicht helfen konnte. Wie hätte er das verhängnisvolle Wort ungeprochen machen können.

Herr Steinheil verlor sich in trübe Gedanken. „Es war in Köln passiert — in Köln vor siebenundzwanzig Jahren. Ich war ein dummer Junge. Und nun bin ich ein alter Mann und ruiniert. Ich habe meine Strafe verbüßt und mich zusammengenommen. Weiß Gott, es war nicht leicht, mich damit abzufinden, das können Sie mir glauben. Einige Jahre danach habe ich meine Frau kennen gelernt und wir haben immer glücklich zusammen gelebt.“

„Weiß Ihre Frau davon?“

„Nein, aber sie ist eine vernünftige Frau, mit ihr kann ich schon reden. Aber meine Kinder, das ist das Furchtbare. Meine Tochter, die Jenny, ist mit einem Postassistenten verlobt, und mein Junge, der ist zwanzig und studiert in Leipzig Medizin. Er sollte es mal weiter bringen als sein Vater. Wenn die etwas erfahren! Der Junge tut sich ein Leid an. Und die Verlobung geht zurück. Ein netter Schwiegervater, der wegen solchen Schweinereien geseffen hat. Diese verfluchte Dummheit vor siebenundzwanzig Jahren bricht mir jetzt den Hals.“ Er sah auf und fragte: „Woher wußte nur der Amtsrichter von meiner Verurteilung?“

„Aus den Polizeiakten, Herr Steinheil. Jede Verurteilung wird bei der Polizeibehörde des Geburtsortes gemeldet und registriert. Wird nun ein Strafverfahren gegen irgend jemand eröffnet, dann requiriert die Staatsanwaltschaft die Polizeiakten und ist über alles informiert.“

„Aber hier handelte es sich nicht um eine Strafsache. Es war doch nur eine Privatklage, eine Lappalie.“

„In Ihrem Falle hat der Amtsanwalt die Polizeiakten eingefordert, um nachzuprüfen, ob Sie schon einmal wegen Beleidigung vorbestraft sind, denn in diesem Falle hätten Sie eine höhere Strafe zu erwarten gehabt.“

„Das verstehe ich. Aber die Verurteilung, ich meine die von damals, hängt doch gar nicht mit der Privatklage zusammen, hat nichts mit einer Beleidigung zu tun. Durfte mich denn überhaupt der Amtsrichter danach fragen?“

Dr. Werner schwieg einen Augenblick. Er suchte nach dem richtigen Wort. „Ein anständiger Richter hätte Sie auch nicht danach gefragt, weil, wie Sie schon richtig sagten, die damalige Verurteilung ganz ohne Einfluß auf die Höhe der wegen Beleidigung auszuwerfenden Strafe ist. Ob ein Privatkläger wegen eines Eigentumsdelikts oder eines Sittlichkeitsvergehens vorbestraft ist, beeinflusst nicht die Höhe der Strafe in einer Beleidigungssache.“

„Ja, aber um Gottes willen, warum hat mich denn der Amtsrichter gefragt?“

Dr. Werner hob die Schultern. „Das Gesetz schreibt es einmal vor, und wenn das Gesetz von einem bössartigen oder törichten Menschen gehandhabt wird, geschieht immer ein Unglück. Recht verkehrt sich in Unrecht. Wir können gar nichts dagegen machen, leider.“

„Die Zeitungen werden alles bringen. Ich habe auch Gegner hier am Ort. Und mein Kollege! Wie der sich gefreut hat! Brühwarm wird er's weitererzählen.“

„Vielleicht sehen Sie darin zu schwarz. Jedenfalls werde ich gleich an die Zeitungen telephonieren. Ich kenne einige von den Berichterstattern, es sind ausländische Menschen. Der Prozeß hat außerdem kein öffentliches Interesse. Ich werde veranlassen, daß darüber nicht berichtet wird. Aber das ist auch alles, was sich tun läßt.“

Und er dachte, daß das eigentlich nichts bedeutete.

Das schien auch Herrn Steinheil wenig zu trösten. Er rief schmerzlich aus: „Das hilft ja nichts, das spricht sich doch herum. Ich habe keine ruhige Stunde mehr. Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt, ich bin wahrhaftig kein Kopfhänger oder einer, der leicht verzagt. Aber nach der Sitzung heute habe ich mich nicht nach Hause getraut, und bin herumgelaufen wie ein Betrunkener. Ich war so glücklich und habe gar nicht mehr an die Sache gedacht. Manchmal, wenn ich mit meinem Sohne zusammen war und er mir von seinen Freunden sprach, von seinen Mensuren, er ist Burschenschaftler in Leipzig, wie da alles so honorig zugeht, da ist mir bange geworden, wie ich daran dachte. Aber dann sagte ich mir, das ist vorbei und vergessen. — Und nun ist alles zu Schande gemacht!“

„Herr Steinheil,“ sagte Dr. Werner mit bewegter Stimme, „Sie müssen darüber hinweg. Es kommt nicht darauf an, was man erlebt, sondern wie man es erlebt. Sie haben gefehlt. Sie haben die Strafe, die Menschen Ihnen auferlegt haben, auf sich genommen und durch lange Jahre bewiesen, daß Sie ein nützlicher Mensch sind. Aus diesem Bewußtsein muß Ihnen die Kraft kommen, durchzuhalten.“

„Ja, ja, Herr Rechtsanwalt, Sie haben gut reden. Wenn ich allein dastände. Ich wollte den Kopf schon hochhalten. Da sollte mir mal einer kommen und mit dem Finger auf mich zeigen. Rosten würde ich ihm eins! Aber so, da meine Kinder noch darunter leiden, vielleicht zugrunde gehen, das liebste, was ich habe, durch mich gekränkt wird — — nein, darüber komme ich nicht hinweg.“

Und hierauf wußte Dr. Werner auch nichts zu antworten. Da war jeder Trost vergebens. Er atmete erleichtert auf, als sein Klient sich verabschiedet hatte. Sein Unglück bedrückte ihn, weil er nicht helfen konnte. In seiner Gegenwart hielt er seinen Horn zurück, da er den Gebrochenen trösten und nicht noch aufreizen wollte. Doch als er allein war, ließ er seinem Horn freien Lauf; War das nicht empörend? Und das nannte man Gerechtigkeit! Gesehlt, gebüßt, wenn überhaupt von einer Buße, von einer Vergeltung die Rede sein sollte. Wer konnte des anderen Richter sein? Und nach langen Jahren noch einmal leiden, viel bitterlicher als ebendem? Und andere Unschuldige mit sich ziehen. Das war der Hohn auf jedes Gerechtigkeitsgefühl, der Bankrott der Justiz. Und dabei war der Amtsrichter kein boshafter Mensch, nicht einer, dem er vertraute, aus hämischer Gesinnung zu treffen. Er kannte ihn, es war ein jüngerer, recht unbedeutender Richter, ein Durchschnittsmensch. Der hatte vielleicht ganz gedankenlos gehandelt, nur die Prozeßvorschrift im Kopf. — Der Angeklagte ist nach seinen Vorstrafen zu befragen. — Aber, daß überhaupt ein Richter amtierte, der so wenig Mensch war, daß er den ungeheuerlichen Schaden, den er einem anderen zufügte, nicht über sah, so wenig Menschlichkeit besaß, um eine formelle Vorschrift nicht beiseite zu schieben, wenn Unerfessliches verlegt, ganz zwecklos vernichtet wurde, das allein schon war empörend. Das war ja Mord, gemeiner, niederträchtiger Mord unter dem heuchlerischen Schein des Rechts. Die Beleidigungsklage hätte ihm eine geringfügige Strafe eingebracht, und so in blinder Anwendung einer formalistischen Vorschrift wurde ein Mensch vernichtet. Jammervoll!

Dr. Werner schüttelte schmerzlich den Kopf bei diesen Gedanken. — Doch neue Arbeit wartete auf ihn.

Er stand auf und ging durch die Bibliothek nach dem kleinen Wartezimmer, wo ein Herr in einer Erbschaftsangelegenheit das Ergebnis einer Besprechung mit dem Dezernenten im Finanzministerium, die Dr. Werner am Tage vorher gehabt hatte, erwartete.

Er nickte dem Herrn freundlich zu.

„Geben Sie die Akten, Meinhold,“ rief er durch die Tür nach der Kanzlei. „Hier, Herr Feurig, sind die Akten. Ich habe die Aussprache mit Geheimrat Toll fast wörtlich aufgeschrieben. Die können Sie hier in Ruhe nachlesen, und wenn Sie mich sprechen wollen, nehmen Sie bitte diesen Hörer. Dann können wir uns durch die Wände hindurch unterhalten. Ich hatte Sie erst für sechs Uhr erwartet und bin bis dahin vollständig besetzt, aber so ein telephonisches Gespräch läßt sich schon durchmogeln.“

„Das ist ja sehr praktisch,“ meinte der Herr und musterte den kleinen Apparat, der auf dem Maudtsch stand.

„Ja, das ist wirklich praktisch. Der Apparat verbindet mich mit meinem Sprechzimmer und ich kann so manches erledigen, ohne meine Konferenz erst unterbrechen zu müssen. Also, Herr Feurig, wie gesagt, lesen Sie erst die Niederschrift durch.“

Er verabschiedete sich und sah einen Augenblick in das andere Sprechzimmer.

„Bitte, bleiben Sie sitzen,“ sagte er, als er in das Zimmer trat und die Wartenden aufstanden. „Bitte, Herr Sandersen?“

Ein Herr verbeugte sich. Das war Herr Sandersen. Als Charakteristikum war auf dem Zettel notiert: Blaue Brille.

„Darf ich Sie bitten, zu meinem Hilfsarbeiter zu kommen, er wird Ihnen sofort die Angelegenheit ordnen.“

Er trat kurz klopfend in das Zimmer des Assessors, der in den Akten für die morgigen Amtsgerichtstermine arbeitete.

„Herr Dr. Kastner, Herr Sandersen möchte eine Abtretungsurkunde aufsetzen lassen. Wollen Sie ihm behilflich sein. Zur Beglaubigung der Unterschrift bitte zu Herrn Justizrat Lohse mit Herrn Sandersen zu fahren.“

„Na, wir können doch gehen,“ meinte Herr Sandersen.

„Zeitverschwendung, Zeitverschwendung, Herr Sandersen. Fahren Sie nur, das geht schneller. Dr. Kastner hat hinterher noch viel zu tun,“ sagte er freundlich und trat in das Wartezimmer zurück.

„Und Sie, Herr Stemmeisen, bitte ich, dem Sekretär zu diktieren. Ungefähr, was Sie als Belästigung in Ihrem Hause empfinden. Das wird mir gleich als Unterlage dienen. Und dann bitte ich um Ihren Besuch für morgen. Heute ist es mir ganz unmöglich. Meinhold, geht es morgen zwischen drei und vier?“

„Unmöglich, Herr Rechtsanwalt. Nur zwischen halb sechs und sechs sind Sie frei.“

„Wah! Ihnen das, Herr Stemmeisen, ja? Schön, dann also morgen halb sechs Uhr. Bitte, hier ist der Sekretär.“ Und Dr. Werner gab dem eintretenden jungen Mann die Weisung, sich zur Aufnahme eines Diktates bereit zu halten.

Der dritte Herr wollte nur eine Auskunft haben, die ihm Dr. Werner schnell gab, an das Pult von Meinhold tretend, der einen Bleistift zur Hand genommen hatte und sich Notizen machte.

(Fortf. folgt.)

„Echter“ künstlicher Schmuck.

Man braucht kein Prophet zu sein, um getrost voraussagen zu können, daß gerade unsere schönsten Edelsteine binnen kurzem unmodern sein werden. Ein billiger Schmuck ist denen, die hierin die Mode machen, nicht angenehm. Auch dann nicht, wenn er bisher für schön gegolten hat. Es geht hier ganz wie mit vielen hübschen Feldblumen: man beachtet sie kaum oder doch nur wenig, weil sie viel zu häufig sind, um den meisten nicht längst langweilig geworden zu sein.

Es ist jetzt bekanntlich ohne besondere Schwierigkeiten möglich, einige der feinerzeit wertvollsten Edelsteine auf künstlichem Wege herzustellen. Besonders schöne Exemplare erzielt man von dem roten Rubin und vom blauen Saphir, kurz von denjenigen Steinen, die zu den Edelsteinen gehören. Diese bestehen aus reinsten Tonerde und verdanken ihre schönen Farben geringen Beimengungen fremder Stoffe. — Die künstliche Darstellung gelingt dermaßen gut, daß es oft sehr schwer ist, die künstlichen (synthetischen) Produkte von den natürlichen zu unterscheiden, und wenn manche Juweliere immer noch behaupten, sie könnten die natürlichen Steine wegen des ihnen eigentümlichen Glanzes, der „Seide“, herausfinden, so muß man ihnen folgendes Geschichtchen erzählen: Berneuil, der französische Gelehrte, dem es zuerst gelang die künstlichen Rubine in einer Weise herzustellen, die ihre Unterscheidung von den natürlichen Steinen wesentlich erschwerte, besuchte einmal einen bedeutenden Pariser Juwelier und legte ihm in bunter Mischung natürliche und synthetische Edelsteine vor. Der Juwelier behauptete in einigen der Steine mehr „Seide“ feststellen zu können als in anderen, jedoch mit völligem Mißerfolg. Er war sich über die Natur irgend eines der vorgelegten Exemplare völlig im Unklaren. Das war damals, als man sich noch ziemlich schlecht auf die künstliche Darstellung echter Steine verstand.

Trotzdem gibt es viele, die es sogar heute noch immer wieder bezweifeln, daß die künstlichen (synthetischen) Rubine mit den natürlichen in allen ihren prinzipiellen Eigenschaften übereinstimmen. So will man namentlich nicht daran glauben, daß die synthetischen Steine richtige Kristalle sind. Man behauptet immer wieder, es seien Schmelzen. In Wahrheit sind es aber Kristalle, allerdings etwas anders gebaute Kristalle als diejenigen, die man in der Natur findet. Aber dieser Unterschied ist ein so geringer, daß es nur dem mit guten wissenschaftlichen Apparaten ausgerüsteten Gelehrten möglich ist, die synthetischen Steine zu erkennen.

Ein einfaches, aber ungenaues Mittel, synthetische und natürliche Rubine auseinanderzuhalten, hat mir gelegentlich der Geheimrechner Scheibe von der hiesigen geologischen Landesanstalt in humoristischer Weise mündlich mitgeteilt. Er meinte nämlich, daß man immer dann, wenn einem ganz besonders schöne Exemplare von Rubinen zu Gesicht kämen, den Verdacht schöpfen dürfe, man habe es mit künstlichen Steinen zu tun. — Dies wäre ein Mittel, das jeder Laie anwenden könnte.

Wenn man also in Zukunft mit echten Steinen renommieren möchte, dann wird man sich keine allzu schönen Exemplare anschaffen dürfen, und vor allem wird man stets einen Garantieschein bei sich tragen müssen. Anders wird es kaum möglich sein, die Zweifel rasch zu überzeugen.

Eine allgemein bekannte Methode der Edelsteinuntersuchung ist die Härteprobe. Wer an der Echtheit eines Schmucksteines zweifelt, pflegt — meist mit großer Kritikalität — den armen Kristall mit diesem oder jenem anderen Mineral, das ihm just zur Hand ist, in trübender Verührung zu bringen. Wenn dann der Edelstein aus dieser Prozedur heil hervorgeht, dann ist er „echt“. Macht sich ein „Sonntagsmineraloge“ an eine derartige Prüfung, dann scheint er meist zu vergessen, daß es unter den wertvolleren Edelsteinen eine ganze Anzahl gibt, die keine allzu große Härte besitzen. Die man also deshalb ziemlich vorsichtig behandeln muß. Sollte man z. B. heutzutage beim Rubin eine Härteprobe anwenden, so könnte man dabei eine unangenehme Ueberraschung erleben. Prüft man nämlich einen künstlichen Stein an einem natürlichen, dann wird sich nicht, wie man meinen sollte, der natürliche Stein als der härtere erweisen, sondern man wird ihn mit dem weit billigeren Kunstprodukt zerkratzen und somit verderben.

Ein Unterscheidungsmittel, das allerdings nicht weniger unsicher ist als die bisher genannten, dürfte dadurch gegeben sein, daß die synthetischen Steine äußerst wenige Einschlüsse haben, während in den natürlichen hier und dort ein mehr oder minder deutliches Gitterwerk zu beobachten ist. Dieses sieht aus, als sei es aus feinsten Nadelchen zusammengesetzt. Natürliche Steine sind überhaupt niemals so gleichmäßig wie gute synthetische. Allerdings wird sich dieser Unterschied nur mit starken Linsen oder mit dem Mikroskop feststellen lassen und er darf auch nicht in allen Fällen als sich haltig bezeichnet werden. Vor Berneuil's Erfolgen galt die Untersuchung der Einschlüsse als die bequemste, denn die damaligen künstlichen Rubine waren noch Schmelzen und hatten viele kleine Wäsen.

Aber nicht nur die Edelsteine werden dadurch, daß sie sich so entwerten, ihren Besitzern Sorge machen. Die Wissenschaft ist eifrig an der Arbeit, auch die drei teuersten Schmucksteine, den Diamanten, die Perle und den grünen Smaragd unangeleglicher zu machen.

Erst vor kurzem hat der deutsche Gelehrte Dr. von Volton eine neue Spur gefunden, die es ermöglichen könnte, vielleicht einmal größere künstliche Diamanten aus Leuchtgas zu erzeugen. Diese Entdeckung scheint aber wohl doch nicht die Bedeutung zu haben, die ihr hier und da beigegeben wurde. Sollte die künstliche Darstellung des Diamanten jemals in einer Weise gelingen, die die praktische Verwertung des Produkts (für Bohrungen im Bergwerksbetrieb und für mikroskopische Linsen usw.) ermöglicht, so wird es wohl doch auf dem Wege geschehen, den feinerzeit der französische Gelehrte Moissan eingeschlagen hat. Er erzielte als Erster winzig kleine Diamanten durch rasche Ablösung von flüssigem Eisen, in welchem Kohlenstoff gelöst war. Der Diamant besteht aus Kohlenstoff, und aus Lösungen pflegen sich die Körper oft in Form von Kristallen auszufällen. Man denke nur an die Salzkristalle, die sich aus salzhaltigem Wasser auszuscheiden vermögen.

Kürzlich ging es durch die Zeitungen, Rummel sei es in Breslau gelungen, den Kohlenstoff durch enorme Hitze zu schmelzen. Die Gelehrten sind sich über diesen Erfolg noch im Zweifel; sollte es aber wahr sein, so ist vielleicht hier der Weg zur künstlichen Darstellung unseres teuersten Minerals vorgezeichnet.

Besonders interessant ist die künstliche Erzeugung echter Perlen. Sie wird augenblicklich auf Ceylon in großem Maßstabe versucht.

Man war sich bis vor kurzem noch nicht recht einig, welches wohl der Ursprung der Perlen sei, jenes kostbaren Juwels, das mit dem Diamanten der künstlichen Herstellung die meisten Hindernisse entgegensetzt. Denn wenn man auch heutzutage allerlei falsche Perlen in großer Menge kaufen kann, so ist doch noch niemals eine angeboten worden, die mit der echten verwechselt werden könnte. Die Untersuchungen über die Entstehung der Perle, die die englischen Forscher A. Spathwell und J. E. Kertham veröffentlicht haben, machen dem allgemein verbreiteten Glauben ein Ende, daß die Perle einer Verwundung oder Reizung der Muschel, vielleicht durch Sandkörner oder dergleichen ihre Entstehung verdankt. Es handelt sich vielmehr bei der Geburt der Perle um einen Vorgang, der ganz und gar der Poesie entbehrt. Der Fremdkörper, der in

die Muschel eindringt, ist nämlich nichts anderes als eine kleiner Bandwurm, der die Auster in der Hoffnung aussucht, daß sie vielleicht einmal von einer Steinbutte verschlungen werden könnte. Dort kann sich dann der Bandwurm nach Wunsch entwickeln, sich vermehren und so weiter. Mit den Extremen der Fische, die auf die Muschelbänke herniederfallen, sät sich der Bandwurm dann wieder über diese aus. Und so geht es fort im ewigen Rundlauf.

Wir wundern uns nun nicht mehr, wenn es naturgemäß bisher nie gelingen konnte, die Ekelproduktion willkürlich zu vergrößern. Wird es doch nach den neuen Ermittlungen notwendig, gleichzeitig drei feindliche Elemente zu züchten. Es sind dies: die Auster, die zu ihrer Vertilgung bestimmten Steinbutten, und die Bandwürmer.

Nur aus einem so komplizierten Daseinskampf kann das zarreste aller Juwels hervorgehen.

Mojave-Wüste.

Von Arthur Solitscher.

37

„Einen Hut muß man haben, weil der Kopf nach der Lokomotive zu gefehrt sein muß. Man bindet den Hut mit einem Faden unter dem Kinn fest, denn der Hut muß den Luftdruck abhalten. Aber das ist nicht unbedingt nötig. Ich bin einmal durch ganz Arizona ohne Hut gefahren, weil er mir schon bei Flagstaff unter die Räder geraten war.“

Larry hat sich unter den Wagenboden begeben und liegt jetzt bequem wie auf einem Sofa auf dem Dreieck, das die mittlere Zugstange, der schief von vorn zur Zugstange hinüberleitende Längsträger und die kurze Achsfengabel zwischen den beiden bilden. Er federt gewandt und ruhevoll, beschreibt Wellenbewegungen mit seinem Körper, reckt sich und wendet sich zur Seite, um zu zeigen, daß das Ganze kein Kunststück ist. Es sieht auch gar nicht sehr gefährlich aus. Allerdings eine Handbreit darunter, der Boden des Wagens. Und dann allerdings das Gewicht der Körpers auf der nicht sehr starken Zugstange in der Mitte. . . . Und dann der Hunger. . . . Und dann die Angst vor dem Entdeckenwerden, vor dem Arbeitshaus, vor dem Verlust des einzigen Besitzes, der göttlichen Freiheit des Kommen- und Gehendbüßens. . . .

Keiner von denen unten spricht mehr ein Wort. Durch alle Wehne geht es: die rollenden Räder, die Stunden der Nacht. . . . die Not. . . . die Freiheit, die dem Schicksal abgerungen wird, und der Preis, den man für sie bezahlt! Manah einer sagt sich, an sein ungestümes Herz fassend, daß ihn selber durch die Weiten treibt und du, was war mit dir, hätte es das Glück nicht gewollt, lange es nicht zum Willen oben im Pullman?!

Nimm Wheeler und noch drei andere sind die Böschung hinaufgekrochen und hocken vor dem Gepäckwagen, unbekümmert um den Anblick, den sie den unten Stehengebliebenen bieten; die technische Seite des Experimentes interessiert sie gewaltig. Larry erklärt gelassen und genau die physikalischen Gesetze, die er auf seinen Fahrten erforscht hat. Er läßt den linken Arm los, zieht dann das rechte Bein heraus, so geht's und so geht's. Man kann das Schwergewicht von der rechten nach der linken Seite hinüber verlegen, falls sich Müdigkeit bemerkbar macht. Man kann sich auf den Knien und die Fersen stützen, wenn's not tut. Nachts verändert man seine Lage besser nicht. Steigungen sind gefährlicher als Abwärtsfahren. Am meisten muß man sich auf den Brücken in acht nehmen. Auch zu stark gedölte Gabellager können gefährlich werden.

Unten die Leute haben sich jetzt über den sonnebeschienenen Boden verteilt. Welche untersuchen den Sand, das Alkalipulver des Bodengeänders. Das Hündchen zerzt zur allgemeinen Verwunderung an einem Vermutstrauch herum. Spaziergänger geben sich dem Genuß des freien Wüstenwindes hin. Ungebuldige rufen zur Lokomotive hinauf: wie lange es in Teufels Namen noch dauern werde. Unter dem Gepäckwagen verdient sich Larry daweil seine Fünfdollarnote.

Am Larry kümmern sich nur mehr wenige von den Reisenden. Das junge Mädchen hat mit der Matrone Bekanntschaft geschlossen. Es ist die Frau des Zuderkönigs aus Cicinnati. Sie läßt die Blide nicht von Larry, das goldene Vornon kommt nicht vom Nasenrücken weg. Schließlich sind es nur noch Frauen unten vor der Böschung, die den Vorfahrungen unterm Gepäckwagen Aufmerksamkeit zuwenden.

Einer von den Fahrgästen fragt nach dem Wagen des Präsidenten. „Was wollen Sie von dem Präsidenten?“ fragt der Schaffner. „Ach ja, wollen Sie dem Führer telephonieren, wie lange wir hier noch stehen bleiben?“ „Das ist nicht nötig, soeben kam die Nachricht an den Präsidenten: noch fünf Minuten.“ „Das genügt.“

Der junge Verkelehmann steht vor dem mit Schriftstücken überladenen Schreibtisch des Präsidenten, der, mit einem frischen Hemd angetan, seine Hafergrütze verzehrt.

„Was gibts?“

„Die Sache ist kurz diese. Ich habe soeben eine Weite abgeschlossen, daß ich auf dieselbe Weise, wie der Hobo von San Francisco bis hierher gefahren ist, von hier bis zur nächsten Station, nach

Barstow, fahren werde. Ich möchte Ihnen das melden. Vielleicht habe ich etwas zu unterzeichnen?“

Der Präsident sieht sich den Bittsteller von oben bis unten an. Der junge Mann ist ein Athlet, das sieht man. Es gilt eine Wette. Das ist zu bedenken. Der Präsident ist guter Laune. Da vorne auf der Lokomotive ist ihm seine ganze Jugend eingefallen; all die schönen, gefährlichen Tage der Jugend. Seine Stimme hat jugendlichen Klang, er kann nicht umhin, das Unterfangen des jungen Menschen heimlich zu loben. In ihm selber, der unendlich oft die unermessenen Weiten des Erdballs durchquert hat, stedi ja ein Hobo verborgen.

„Wie stehen die Wetten?“

Der junge Mann lügt: „Fünf zu eins. Es ist fast nicht der Mühe wert. . .“

„Sind Sie schon mal so gefahren? Sie wissen, es gibt keine Notleine da unten.“

„Ich habe eben zusehen, wie er es machte. Es ist weiter nichts daran. Wenn's ein Hobo unternehmen darf, der seit einer Woche nichts im Magen hatte, so werde ich es mit meinen Muskeln noch zwingen. In Verlekeh habe ich meine Baseballjahre gedient.“

Der Präsident lehnt sich in seinen Stuhl zurück und sieht den Bittsteller wohlgefällig an.

„So ist's in Ordnung? Dann auf Wiedersehen in Barstow.“

„Auf Wiedersehen.“

Vor dem Speisewagen begegnet er dem Hobo, der, eine frische Zigarre im Mund, von seinem Publikum begleitet, den Damm entlang kommt. Er greift ihm an die Schulter: „Hello, Larry! bis Barstow fahre ich in Ihrer Klasse!“

„Wo zu? Sie wollen wohl einer jungen Dame imponieren? Die Leute im Zug sollen es wissen, daß einer unten fährt? Sie sind wohl ein Zeitungsmensch oder so?“ Die anderen lachen. Larry fühlt sich, fühlt sich, obzwar er noch hungrig ist. Die Zigarre ist ihm zu Kopfe gestiegen. Alle Leute bewundern ihn, Männer und Frauen.

„Auf das Gefühl kommt mir's an, das ist alles. Sehen Sie, ich möchte das genießen.“ Er sieht sich um. Die mit dem gelben Schleier ist weit, zwei Wagen weiter hilft ihr der Negeer über den Schmel in den Wagen zurück. „Auf das Gefühl kommt mir's an, auf nichts weiter.“

„Sie sind ein reicher Junge, was? Ein guter Sportjunge, was?“

„Sie doch wohl auch, Larry? Mit solch einer Leistung nimmt Sie jeder ordentliche Klub auf.“

Larry blidt sich im Kreis um und befördert die Zigarre in den Mundwinkel. „Und jedes Rudthaus noch sicherer.“

Der junge Mann schiebt Larry aus dem Kreise der Leute heraus und geht mit ihm ein paar Schritte weit weg. „Wollen Sie sich einen Fünzigdollarschein verdienen? Dann machen Sie es mir noch einmal vor, wie Sie bis hierher gefahren sind. Wollen Sie?“ Der andere sieht ihn eine Weile stumm an.

„Zu einem guten Sport ist Larry Finch immer zu haben. Kommt her!“

Der junge Mann greift in die Tasche, aber Larry legt ihm die Hand auf den Arm. „Nachher, in Barstow. Ich weiß, ich hab es mit einem Gentleman zu tun.“

Die beiden gehen auf den Gepäckwagen zu. Die Kunde hat sich verbreitet im Zug und es folgen einige Neugierige. Man hört die ersten rasselnden Töne der Maschine, die in Ordnung kommt. Jetzt tönt auch schon ein langer, hingezogener Pfiff, die baldige Abreise verkündend; der Wind trägt den Pfiff in großem Bogen weiter über die sonnige Wüste dahin.

Larry hat dem jungen Mann unter die Weste gegriffen und halt den Zeigefinger in seinen Gürtel ein.

„Ich will Ihnen etwas verraten, was ich denen vorher natürlich nicht gezeigt habe! Wir haben auch unjere Geheimnisse, wir. . . und verraten sie nicht gern, das ist sicher. Aber Sie werden mir helfen, wenn ich an Land gehe!? Kommen Sie rasch, ehe uns die da hinten eingeholt haben.“

Die beiden stehen jetzt vor dem Gepäckwagen. Der junge Mann zieht sich die Mühe über den Kopf, kriecht unter den Wagen und nimmt auf den Stangen Platz, wie er es von Larry gesehen hat. Er hat sich den Gürtelriemen von den Hüften genommen und Larry ist dabei, ihm das Gelenk der Hand an die Stange anzuschnallen.

„Das ist das Geheimnis. Warten Sie, ich werde ein Taschentuch hinlegen, damit die anderen Leute es nicht bemerken. So hat man einen Halt. Die Hand ist entlastet. Man kann seine Kraft nun auf die freie Hand, auf die Beine konzentrieren, das ist ein Geheimnis unter uns Tramps. In Barstow. . . Sie werden mir eine Kleinigkeit zu den Fünzig zulegen, abgemacht?“

„Larry, hören Sie doch, o Larry. . .“

Larry ist unter dem Wagen hervorgekrochen. Den ganzen Zug lang strecken sich Köpfe aus allen Wagenfenstern heraus. Larry macht mit den Armen Zeichen, daß alles in Ordnung sei. Und während der Zug sich langsam, langsam in Bewegung setzt, schwingt er sich geschickt wie ein Akrobat auf das Trittbrett des ersten Pullmanwagens hinauf. — Rascher, immer rascher, schneidend, fausend, fliegend die Fahrt dahin durch Mojaves Sand, Mojaves Wind, durch die Wüste Kaliforniens nach Osten.

Im Speisewagen sahen viele Leute und sahen zu, wie Larry seine erste richtige Mahlzeit, wer weiß, seit Monaten zu sich nahm.

Die Neges sahen ihm auf die Finger, damit nichts vom Erzeug abhanden komme. Die Frauen sahen ihm auf den Mund, denn er war ja im Grunde ein hübscher und noch gar nicht alter Mensch. Die Milliardärin Walff-Wintrop hatte eine Flasche Champagner gespendet und ließ durch ihr goldenes Lorgnon kein Auge von dem Bobo. Wo war das junge Mädchen, die mit dem gelben Schleier? Da kam sie auch schon heran und ihre neu gewonnene Freundin, die Milliardärin Walff-Wintrop, machte ihr Platz an dem Tisch. An Larrys Tisch aber, ihm gegenüber, hatte Mr. Henry C'Asserly Platz genommen, der berühmte Verfasser von kurzen Geschichten aus dem Volksleben; zufällig befand er sich Zug, da sah er nun und machte Notizen.

Er hatte schon viele Notizen gemacht, einen Haufen Notizen. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn hatte er aus der Art und Weise, wie Larry sein Kotelett verpeiste, die ganze Lebensgeschichte des Mannes herausgebracht, die in einer Kinderstube anfang, in einer richtigen Kinderstube mit einer sauberen Amme im Kolonialstil, und die sich dann zum Zucht haus weiter entwickelt hatte, Stoff für ein halb Dutzend kurzer Geschichten aus dem Volksleben, bei Gott! Als guter Novellist hatte er zugleich sein Augenmerk auf Larrys Mund und seine Finger gerichtet, und wahrhaftig, Larry behandelte Messer und Gabel, ja sogar die Serviette und den Zahnstocher in einer Weise, als ob er mit einem silbernen Köffel im Mund auf die Welt gekommen wäre, wie's im Sprichwort heißt.

„Haben Sie nie einen Flirt in Ihrem Leben gehabt?“ fragte der berühmte Novellist mit einem Seitenblick auf das dankbare Publikum an dem Nebentisch. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Der Lebensroman eines Pamphletisten. Während man das Werk Paul Louis Couriers, des berühmten französischen Uebersetzers des „Daphnis und Chloe“ und des nicht minder berühmten Pamphletisten kennt und schätzt, ist man über die Einzelheiten seines bewegten Lebensromans und seines romantischen Todes wenig unterrichtet. Der Schriftsteller Gajhet hat diese Lücke jetzt durch ein Buch ausgefüllt, das die Schicksale Couriers ausführlich darstellt. Courier hatte von seinem Vater, der das uneheliche Kind nach seiner Geburt anerkannte, einen großen Herrschaftssitz an der Loire geerbt. Hier lebte er beim Anbruch der Revolution, deren Greuelthaten in ihm einen wilden Haß gegen die Revolutionäre und die Republik erweckten. Er wurde dann Offizier und kämpfte an der Mosel. Von seinem Vater hatte er mit dem Besitz auch die Laster geerbt, den Geiz, die Hinterlist und die Freigebigkeit. Das Kaiserreich war ihm nicht minder verhaßt wie die Republik. So begann er denn mit der Abfassung seiner von lauffähigem Big erfüllten Pamphlete, die mehr Aufsehen erregten, als seine wundervolle Uebersetzung des Romans des Longos „Daphnis und Chloe“, dessen vollständiges Manuskript Courier in Florenz aufgefunden hatte. Dafür wurde der Pamphletist um so berühmter. Während der Restauration lebte Courier in Paris, wo er vom Schwurgericht wegen Verleumdung des Königs und Verletzung der öffentlichen Moral zu zwei Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Schon mit 42 Jahren hatte er eine junge Pariserin, Fräulein Hermione Clavier, die Tochter eines Akademikers, geheiratet. Es war eine berühmte Schönheit, die sich in den häßlichen Mann verliebt hatte, dessen Gesicht von Bodennarben entstellt war, der sich in seiner Kleidung über Gebühr vernachlässigte, und dessen enormer Mund sich zwischen den wulstigen Lippen wie ein Schlund öffnete. Im Jahre 1824 veröffentlichte Courier das berühmte „Pamphlet Pamphlete“, das man seinen Schwamengefang nannte. Die Sache kam ihm aber teuer zu stehen. Er mußte seinen Besitz und sein Vermögen seiner Frau überlassen, einer verschwenderischen, von keinem moralischen Gefühl bedrückten Schönen, die sich auf dem Schloß der Touraine mit zwei liebedürftigen Dienern amüsierte, deren einer ihr Liebhaber und als solcher öffentlich bekannt war. Courier erfuhr bald sein Unglück, kam aus Paris und jagte die beiden Diener zum Teufel. Er nahm dann die Verwaltung seines Besitzes wieder in eigene Hand, befehligte sich der äußersten Sparsamkeit und peitschte die Schmaroger, die sein Hab und Gut verpraßten, nebst seiner eigenen Frau aus dem Hause. Diese Verharmung der freigelegten Frau Courier, die im ganzen Lande sehr beliebt war, trug ihm den bitteren Haß der Bevölkerung zu. Es bildete sich eine Verschwörung unter Führung der beiden weggejagten Diener, die Courier in einen Hinterhalt lockten, und ihn tötschlügen. Die Mörder leerten seine Taschen und ließen seine Leiche in der Schöpfung liegen. Es wurde wohl eine Untersuchung eingeleitet, die aber keinen Erfolg brachte. Erst später im Jahre 1829 verriet ein Mädchen, das Augenzeuge der Muttat gewesen, die Sache. Trotzdem blieb aber der Tod Couriers ungerächt. Er ruht in dem kleinen Kirchhof von Berey, mitten in dem Lande, das seine Feder vertewigte.

Prähistorisches.

Steinzeitfunde aus der Mark Brandenburg. Interessante steinzeitliche Tongefäße wurden durch einen Kiesgrubenbetrieb bei Buhow nördlich der Stadt Brandenburg jahrelang zutage

gefördert. Die Stücke, die offenbar einem vorgeschichtlichen Gräberfeld angehören, wurden von dem Besitzer gesammelt und sind jetzt mehr als 80 an der Zahl, von der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen erworben worden. Die Professor Schuchardt in den „Antikarischen Berichten aus den königlichen Kunstsammlungen“ des näheren ausführt, wird unsere Kenntnis der deutschen Urgeschichte durch diese Spenden der Buhower Kiesgrube in manchen Punkten erweitert. Zunächst erhalten wir über das Tierstystem der Steinzeit und die Art, wie diese Flecht- und Webemotive hergestellt wurden, genauere Aufklärung, denn die Ornamentik dieser Gefäße ist zwar an den Funden der Mark längst bekannt, aber noch an keiner Stelle in so zahlreichen Stücken und daher so geschlossen und lehrreich aufgetreten wie in Buhow. Die Buhower Gefäße, die im ganzen zu dem sogenannten Bernburger Typus gehören, weichen von dieser meist ganz ornamentlosen Keramik dadurch ab, daß sie fast ganz mit Zierwerk übersponnen sind und nur die unteren eingezogenen Teile frei bleiben. Die hier auftretende Ornamentik schließt sich eng an die der sogenannten Megalith-Keramik an, der Gefäße aus den großen Steingräbern Nordwestdeutschlands. Die Linien stellen das feine Gewebe einer Korbflechterei dar, und dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß die Vertiefungen mit einem mehrspitzigen, kleinen Instrument eingestochen sind. Die Verzierung besteht zumeist aus vertikalen und horizontalen Bändern, die zuweilen schräg übereinander greifen, so daß Rauten oder Dreiecke entstehen.

Doch nicht nur das Ornament der Buhower Steinzeitgefäße ist interessant, sondern sie bringen auch Licht in eine bisher noch nicht genau aufgeklärte Frage über die Entstehung der vorgeschichtlichen Kulturen. Sie bieten nämlich einen wichtigen Beleg dafür, daß die Lausitzer Keramik der Bronzezeit, deren Ursprung man bisher im Südosten, in Ungarn, Mähren, Karyodalien bis nach Troja hin suchen wollte, sich aus der steinzeitlichen Keramik an der mittleren und unteren Elbe entwickelt hat. Eine ganze Anzahl der neuen Gefäße haben nämlich dieselbe Form, wie die allgemein üblichen Graburnen der Lausitz, die dort in jedem Grabe mit den verbrannten Knochen in der Mitte stehen und von dem reichhaltigen Eis- und Tringgeschirrt dicht umgeben sind. Auch solche Gefäße des Lausitzer Stils wurden in der Kiesgrube gefunden, und andere Gefäße erwiesen sich als wichtige Vorstufen für den Lausitzer Stil. Es ist also nun, was man bisher nur vermutet, erwiesen, daß die Wurzeln der Lausitzer Kultur an der Elbe zu suchen sind.

Medizinisches.

Krebshäuser. Die Frage, ob die Verbreitung der Krebskrankheit an wichtige Vertikalitäten oder gar einzelne Behausungen geknüpft ist, erregt begreiflicherweise ein lebhaftes Interesse. Man hat in dieser Hinsicht oft von Krebshäusern gesprochen. Die Wochenschrift „Lancet“ bringt nun eine ausführliche Erörterung über die bisherigen Ergebnisse der Forschung über die Bedeutung einer solchen Annahme. Es scheint, daß diese Behauptung die anstehende Natur des Krebses, die ja immer noch nicht sicher erwiesen ist, zur Voraussetzung haben muß. Jedenfalls teilen viele Ärzte die Ansicht, daß die Krebskeime gleichsam in den Häusern festhaften und ihren Opfern auslauern. Gerade die bedeutendsten Vertreter der Krebsforschung aber sind zu vorsichtig, um einer solchen Uebersetzung nachzugeben, da die Angabe über die Krebsverbreitung und insbesondere die vermeintliche Uebertragung von einem Menschen auf den andern oder auf Inassen desselben Wohnortes noch zu sehr auf unsicheren Gerüchten begründet ist. Solange das Wesen einer Krankheit noch so rätselhaft ist, steht dem Aberglauben Tür und Thor offen.

Man muß die Frage scharf ins Auge fassen, ob je ein bündiger Beweis für einen solchen Zusammenhang geliefert worden ist. Dazu müßte festgestellt werden, daß in bestimmten Häusern nacheinander Krebskrankungen vorgekommen sind und daß sie in dem betreffenden Haus und nicht auf einem anderen Wege erworben wurden. Diese Bedingung wird schwer zu erfüllen sein, aber von ihr kann nichts nachgelassen werden, wenn die Verantwortlichkeit einzelner Wohnplätze für die Entstehung von Krebs als eine Tatsache betrachtet werden soll. Das Fachblatt vergleicht diese Forderung mit dem Gesezesbrauch, daß niemand auf Tatsachen hin verurteilt werden kann, die mit seiner Schuld nur vereinbar sind, sie aber nicht unüberleglich beweisen. Die Entstehung über die Krebshäuser ist deswegen so schwierig, weil der wahrscheinliche Einfluß der Vererbung der Krankheit oder wenigstens der Veranlassung dazu ausgeschlossen werden muß, ebenso die Mitwirkung von gewissen Berufsarten, die nach den bisherigen Betrachtungen eine Entwicklung von Krebs begünstigen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Aufeinanderfolge von Krebsfällen in einem einzelnen Hause oder in einer Gruppe von Häusern an sich nichts Ueberraschendes an sich hat, da der Krebs leider keine seltene Krankheit ist. Außerdem hat die Volksdichte in den Kulturländern so zugenommen, daß es geradezu ein Wunder wäre, wenn auf dichtbevölkerten Flächen nicht eine gewisse Verhältniszahl von Krebskrankheiten eintreten würde. Die mit Versuchen verknüpften Beobachtungen, die zur Aufklärung angeestellt worden sind, haben bisher jedenfalls mehr gegen als für den Glauben an den Bestand von Krebshäusern gezeugt, während eine Rolle der Vererbung weit wahrscheinlicher geworden ist. Die Krebshäuser aber können auf alle Fälle in das Reich der Fabel verwiesen werden.